



Foto: Alina Herm

Partizipative Forschung

Der Forschungsstil mit Konsequenz

Zu diesem Heft

Marlene-Anne Dettmann

Für wen hat partizipative Forschung Konsequenzen, mit welchen Konsequenzen hadern wir und was würde eine konsequente Umsetzung partizipativer Forschung bedeuten? Wir nähern uns den Fragen zunächst mit bewährter Literatur, im Sinne von viel zitiert und diskutiert im deutschsprachigen Raum, um das zugrundeliegende Verständnis transparent zu machen sowie daran anzuschließen.

Als Standard kann hier beispielsweise das Buch „Partizipative Forschung – Einführung in die Forschungspraxis“ (2014) von Hella von Unger aufgeführt werden. Sie entwirft mit ihren zentralen Komponenten, Stationen und praktischen Arbeitsschritten eine klare und verständliche Anleitung zu ihrer vielzitierten Definition: „Partizipative Forschung ist ein Oberbegriff für Forschungsansätze, die soziale Wirklichkeit partnerschaftlich erforschen und beeinflussen. Ziel ist es, soziale Wirklichkeit zu verstehen und zu verändern“ (ebd., 1). Jarg Bergold & Stefan Thomas prägen die Beschreibung einer partizipativen Forschung als „Forschungsstil oder einer Forschungsstrategie“ (2010, 333) in ihrem Beitrag „Partizipative Forschung“. Dabei reformulieren sie einen altbekannten Slogan: „Nicht Forschung

über Menschen und auch nicht für Menschen, sondern Forschung mit Menschen“ und stellen ihn als „Anspruch“ und „grundlegende erkenntnistheoretische Position“ (ebd.) auf. In der Einleitung zum Sonderheft „Partizipative Forschung in der Sozialen Arbeit - Zur Gewährleistung demokratischer Teilhabe an Forschungsprozessen“ von Florian Eßer, Clarissa Schär, Stefan Schnurr und Wolfgang Schröer (Eßer et al. 2020) findet sich eine Arbeitsdefinition für partizipative Forschung, deren Ausformulierung bereits einem Qualitätsstandard ähnelt und erahnen lässt, wie vielfältig die aktuelle Umsetzungspraxis ist und wie sich die Autorenschaft positionieren will. Die gleichzeitige Erfüllung der drei folgenden analytischen Bedingungen setzen sie für partizipative Forschung voraus (ebd., 6):

- „In einem Forschungsprozess wirken nicht nur Personen mit, die dem organisierten Wissenschaftssystem angehören, sondern auch Personen, die diesem nicht angehören.“
- Die Beteiligten teilen sich wechselseitig ihre Anliegen und Interessen in Bezug auf die Forschung, deren Themen und Fragezusammenhänge sowie über ihre Absichten hinsichtlich der Verbreitung und Nutzung der Ergebnisse mit und stellen diese zur Disposition.
- Es wird systematisch Auskunft darüber gegeben, wer an welchen forschungsbezogenen Entscheidungen beteiligt ist und wer in Bezug auf welche Entscheidungen welche Entscheidungsmacht besitzt. Die Rechte und Rollen aller Forschungsbeteiligten in Bezug auf den Prozess und die Ergebnisse der Forschung sind transparent geklärt.“

Der nun vor Ihnen liegende Band wird dem Diskurs über partizipative Forschung zusätzliche Impulse geben können, indem beispielsweise die Frage bewegt wird, welchen Nutzen die Forschung für die Co-Forschenden selbst haben kann.¹ Dieses Interesse ist deshalb bedeutsam, weil es die Co-Forschenden als Akteur*innen konsequent auf die Bühne hebt und Raum für die folgenden Anschlussfragen bietet:

Sorgen wir uns? Die Frage nach dem Nutzen für die Co-Forschenden kann auf eine mögliche Sorge hinweisen. Wenn die Beteiligung für Co-Forschende keinen eigenen Nutzen bringt, wer profitiert dann? Co-Forschende könnten beispielsweise instrumentalisiert werden, indem sie als Informant*innen mit ihrem Insiderwissen ihre eigene *Regierbarkeit* fördern. Oder sie ermöglichen den professionell Forschenden Zugänge zu Zielgruppen, die sonst nicht oder nur schwer erreichbar wären. Insofern ist die Sorge berechtigt und Partizipation als Alibi ist leider keine neue Diskussion. Die Frage nach dem Nutzen für die Co-Forschenden nimmt den Diskurs über Menschen als Forschungsobjekte bzw. -subjekte ernst. Die Co-Forschenden als Subjekte wahrzunehmen und anzuerkennen, führt folgerichtig zu der Sorge um die Berücksichtigung ihrer Interessen.

Woher kommt die Skepsis? Gelegentlich blitzt eine Skepsis gegenüber den Motiven von Co-Forschenden durch. Warum engagieren sie sich, trotz fehlender Bezahlung, in ihrer Freizeit, zusammen mit fremden Menschen, an unbekanntem Orten, mit unverständlichen Worten? Es kommt Neugierde auf und das Verstehen-wollen, warum Menschen an Forschung teilnehmen und eigene Ressourcen dafür einsetzen. Und so kann der Verdacht entstehen, dass Co-Forschende andere oder zusätzliche Motive hätten, als die professionell Forschenden. Warum fällt uns die Vorstellung manchmal schwer, dass Menschen zu Co-Forschenden werden, weil sie ein Thema für die Gemeinschaft voranbringen wollen? Wie professionell Forschende haben auch Co-Forschende ein Interesse an dem Verstehen von sozialen Problemen und/oder an der Mitwirkung von Lösungen. Das Motiv, Teil einer positiven Veränderung zu sein, wird u. a. an der Arbeit von Selbstvertretungen deutlich. Realistisch sind – sowohl für professionell als auch für Co-Forschende – ebenfalls die Suche nach sozialer Anerkennung, die Aussicht auf Austausch und Teilhabe in öffentlichen Veranstaltungen oder der Zutritt zu neuen sozialen Kreisen.

Wer forscht partizipativ? Ein Blick in die Biografien der professionell Forschenden verrät, dass eine Vielzahl von ihnen an einer Hochschule lehrt. Damit steigt die Wahrscheinlichkeit, dass sie eine Nähe zur Profession der Sozialen Arbeit haben, ihr häufig selbst entspringen. Partizipation ist als „grundlegendes Prinzip“ (Schnurr 2018), „Strukturmaxime“

1 Um diese Frage zu stellen und um die verschiedenen Rollen und Funktionen in einem konkreten partizipativen Forschungsprojekt zu verstehen, ist es dem Inhalt geschuldet, die beteiligten Personengruppen unterschiedlich zu bezeichnen, als einerseits z. B. professionell, hauptsächlich oder beruflich Forschende/ bezahlte Forscher*innen/ Wissenschaftler*innen und andererseits als z. B. Co-Forschende/Peer-Forschende, wohl wissend, dass der Austausch von Argumenten für die eine oder gegen die andere Bezeichnung noch nicht abgeschlossen ist.

(Thiersch 2014), „zentraler Wirkfaktor“ (Albus et al. 2010) oder „Postulat“ (Eßer et al. 2020) für die Profession Sozialer Arbeit nicht mehr wegzudenken, ob aus dienstleistungs-, demokratie- oder bildungstheoretischen Ansätzen. So scheint es nur konsequent und bestenfalls vertraut, wenn auch professionell Forschende ihre eigenen Organisationsstrukturen und Forschungsdesigns überprüfen. Und zwar nicht zu der Frage, ob sie Betroffenen ihres Forschungsfeldes eine Beteiligung ermöglichen wollen. Stattdessen kann gefragt werden: Was spricht dagegen? Betrachten wir zusätzlich die bekannten Forderungen an die Praxis nach mehr Augenhöhe, der Anerkennung von Adressat*innen als Expert*innen ihres eigenen Lebens oder der Kritik an paternalistischen Haltungen von Fachkräften und Programmen, so werden Parallelen zu den Forderungen an die Forschungsstrukturen und an professionell Forschende deutlicher. In Modellen und Definitionen wird das gemeinsame/partnerschaftliche/wechselseitige Entscheiden, Verstehen und Lernen von professionell Forschenden und Co-Forschenden als Ziel formuliert. Ein entsprechendes Verständnis der eigenen Rolle und Funktion scheint unentbehrlich sowie konsequent und mag für professionell Forschende mit sozialpädagogischem/sozialarbeiterischem Background nicht fremd sein.

Letztendlich nur konsequent? Die folgende Definition von Chiapparini et al. ermöglicht ein *erweitertes* Verständnis von Beteiligung: „Partizipation bedeutet die aktive Beteiligung von Einzelnen und Gruppen an Entscheidungen, die das eigene Leben/eigene Angelegenheiten oder das Leben in der Gemeinschaft betreffen respektive an der Suche, (Weiter-)Entwicklung und Umsetzung von damit verbundenen Massnahmen [sic!] oder Lösungen“ (2020, 10). Anschlussfähig ist hier auch der Begriff des „meaningful involvement“ (Beresford 2005) im Sinne einer bedeutungsvollen Beteiligung. Peter Beresford bezieht den Nutzen im Rahmen des Konzeptes Service User Involvement auf die Verbesserung von sozialen Dienstleistungen. Somit steht eine positive gesellschaftliche Veränderung im Blick, die über einen individuellen Nutzen von Co-Forschenden hinausgeht. Mit dieser Zielsetzung ist das Angebot² der partizipativen Forschung an aktuelle und zukünftige Nutzer*innen sozialer Dienstleistungen nur konsequent. Definitionen sind reichlich vorhanden, es ist an der Zeit, sie konsequenter mit Leben zu füllen.

Zu den Beiträgen Vor Ihnen liegt eine thematische Sammlung von Beiträgen, die sich von einem reinen Themenheft oder Tagungsband unterscheidet. Initiiert durch die DGSA Fachgruppe „Adressat*innen, Nutzer*innen und (Nicht)Nutzung Sozialer Arbeit“ fand am 19.11.2021 in Hamburg die Fachtagung „Partizipative Ansätze in der Adressat*innenforschung Sozialer Arbeit“ statt. So befinden sich fünf Beiträge von Referierenden und Workshopleitenden in diesem Band, die – aufbauend auf ihren Beiträgen für die Fachtagung und angeregt durch Nachfragen und Diskussionen – Aspekte ihrer Perspektiven vertiefen und verdichten bis hin zu neu denken ließen. Zusätzlich konnten wir drei Beiträge von Forscher*innen gewinnen, die sich an Planung und /oder Durchführung eigener Forschungsarbeiten an partizipativen Komponenten, Stationen und Arbeitsschritten orientiert haben.

Insgesamt sind die Beiträge so vielfältig in Format und Perspektive wie die partizipative Forschung selbst. Sie alle zeigen verschiedene Konsequenzen für professionell Forschende und Co-Forschende auf. Als Besonderheit lässt sich festhalten, dass uns in vielen Beiträgen die kritischen Reflektionen der Forschenden intime Einblicke ermöglichen. Hier geht es um mehr als komprimierte Erkenntnisse aus Forschungsprozessen, vielmehr lassen sich die Autor*innen in die Karten schauen und teilen ihre Vorüberlegungen, geben Einblicke in die Suche und das Verwerfen von Themen und Fragestellungen. Dies wird selten veröffentlicht, die Gründe hierfür reichen von fehlendem Interesse an der *Vorgeschichte* einer Forschung bis hin zu einer möglichen Angreifbarkeit für unausgelegene Gedanken. Deshalb ist es mir eine besondere Freude, folgende Beiträge vorzustellen:

Timo Ackermann eröffnet mit seinem Beitrag „Partizipative Forschung mit Nutzer*innen – und die Frage nach dem Nutzen für die Co-Forschenden“ den Blick auf die Gewinne für junge Menschen und Eltern aus dem Handlungsfeld der Kinder- und Jugendhilfe. In

² Eine *erzwungene* Partizipation wäre absurd, deshalb bleibt es bei Angeboten, für die wir als professionell Forschende ernsthaft werben müssen.

der Reflexion seiner bisherigen partizipativen Forschungsprojekte arbeitet er stärkende Momente als individuellen Nutzen für die Co-Forschenden heraus. Dabei betont er auch die politische Handlungsmotivation von Co-Forschenden und skizziert Veränderungen für Dritte. Die Berücksichtigung des Nutzens für Co-Forschende schlägt er als ethische Prämisse vor.

Wie *beforschte* Menschen sich in einem Forschungsprozess selbst ermächtigen, beschreibt **Kristin Goetze** eindrücklich in ihrem Beitrag „Partizipative Ansätze in der Fluchtforschung – Überlegungen zu den Herausforderungen und dem (professions-)politischen Anspruch eines Forschungsansatzes in der Sozialen Arbeit“. Sie führt uns in das Handlungsfeld Flucht und schildert anhand von konkreten Situationen die Aneignungsversuche von geflüchteten Menschen in Interviews, die nicht auf diese spezielle Erfahrung reduziert werden wollen. Dabei sucht sie nach Lösungen für eine Forschung mit partizipativen Elementen, die Verstehen und Veränderung ermöglicht.

Kathrin Aghamiri schließt mit ihrem Beitrag „Vom Unsichtbarsein und Sichtbarwerden. Oder: Wie aus Forschung über Partizipation partizipative Forschung in der Sozialen Arbeit wird“ an ihren Tagungsworkshop an. Dabei prüft sie mit der Beschreibung eines ethnografischen Forschungsprojektes die These, ob partizipative Forschungsansätze nicht sogar naturgemäß zu sozialarbeitswissenschaftlicher Praxisforschung gehören. In der Reflexion teilt sie mit uns die Erkenntnis, dass sozialpädagogische Forschungsprojekte auch sozialarbeiterische Elemente beinhalten können und plädiert für eine kooperative Praxisforschung mit beidseitigem Lernen im Mittelpunkt.

Der Beitrag „Partizipative Forschung in der Sozialpsychiatrie - Die AG Sozialpsychiatrische & Partizipative Forschung am UKE“ von **Imke Heuer, Candelaria Mahlke, Hendrik Meyer, Katharina Nagel und Gwen Schulz** bietet vielversprechende Impulse für die partizipative Forschung und gibt diverse Beispiele für strukturelle Beteiligungsformen. Die Autor*innen verdeutlichen den politischen und emanzipatorischen Anspruch und zeigen erste Erfolge auf, wie sie durch ihre Beteiligung Forschungsfragen von professionell Forschenden bis hin zu Professionsverständnis und beruflichem Handeln von Fachkräften positiv beeinflussen konnten.

Die Herausforderungen für partizipative Forschung unter den aktuellen Bedingungen schildern **Eren Yildirim Yetkin und Stephan Bundschuh** in ihren „Überlegungen zur Umsetzung partizipativer Forschung in der Jugendarbeit während einer Pandemie“. Dabei thematisieren sie den Anspruch und die gleichzeitige Hürde, eine möglichst heterogene Beteiligung zu ermöglichen, also auch minorisierte Gruppen anzusprechen. Auf der Suche nach Formen der digitalen Zusammenarbeit werden Grenzen für Forschende deutlich, z.B. indem sie in die vormals selbstbestimmten digitalen Räume von jungen Menschen eindringen.

Claudio Chaves Tannus und Gunda Voigts stellen in Ihrem Beitrag „Die Stimmen Jugendlicher hörbar machen – Ein partizipatives Forschungstransferprojekt zur Beteiligung junger Menschen in der Stadtgesellschaft“ vor. Um jungen Menschen in Hamburg Gehör zu verschaffen, wurde ein Projektdesign entwickelt, welches in jeder Phase – von der Planung bis zur Auswertung und dem Transfer – Partizipation ermöglicht. Die Beteiligung für Einrichtung der Kinder- und Jugendhilfe ist dabei möglich.

Sarah Kathrin Steingraber skizziert in ihrem Beitrag „Vom ‚Zwangskontext‘ im Kinderschutz zum nutzenbringenden partizipativen Forschungsprojekt – Forschungsethische Überlegungen“ einen möglichen Nutzen für Kinder, Jugendliche und Eltern(-teile), die eine Kindeswohlgefährdung erlebt haben. Durch ihre Erläuterungen zu den von ihr genutzten Ansätzen und Grundsätzen ermöglicht sie eine hohe Transparenz für ihr Verständnis von partizipativer Forschung und Forschungsethik.

Kristina Enders, Kathrin Aghamiri, Christof Beckmann, Nadine Günnewig, Imke Heuer und Anne van Rießen katapultieren uns mit ihrem kollaborativen Beitrag „Und was haben die Co-Forschenden davon?“ – Der Versuch einer standpunktgebundenen Annäherung“ direkt in das Geschehen einer Fachtagung und in den Entstehungsprozess einer Frage, von der sie bewegt werden, die sie neugierig macht und als Forscher*innen zusammenbringt. Die Offenlegung von anfänglichen Ideen zu partizipativer Forschung und deren

Konsequenzen lässt auch Zweifel zu und erreicht damit eine besondere Authentizität. Nutzen Sie nach dem Lesen gerne die Möglichkeit, mich oder die Autor*innen zu kontaktieren, um partizipative Forschung weiter zu bewegen.

Marlene-Anne Dettmann

Literatur

Albus, Stefanie/Greschke, Heike/Klingler, Birte/Messmer, Heiz/Micheel, Heinz-Günter/Otto, Hans-Uwe/Polutta, Andreas (2010): Wirkungsorientierte Jugendhilfe. Abschlussbericht der Evaluation des Bundesmodellprogramms „Qualifizierung der Hilfen zur Erziehung durch wirkungsorientierte Ausgestaltung der Leistungs-, Entgelt- und Qualitätsvereinbarungen nach §§ 78a ff. Münster

Beresford, Peter (2005): Theory and practice of user involvement in research: Making the connection with public policy and practice. In: Leslay Lowes und Ian Hulatt (Hg.): Involving Service Users in Health and Social Care Research. London, S. 6-17

Bergold, Jarg/Thomas, Stefan (2010): Partizipative Forschung. In: Günter Mey und Katja Mruck (Hg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Wiesbaden, S. 333-344

Chiapparini, Emanuela/Schuwey, Claudia/Beyeler, Michelle/Reynaud, Caroline/Guerry, Sophie/Blanchet, Nathalie/Lucas, Barbara (2020): Modelle der Partizipation armutsbetroffener und -gefährdeter Personen in der Armutsbekämpfung und -prävention. Forschungsbericht Nr. 7/20

Eßer, Florian/Schär, Clarissa/Schnurr, Stefan/Schröer, Wolfgang (2020): Einleitung: Partizipative Forschung in der Sozialen Arbeit. Teilhabe an der Wissensproduktion unter Bedingungen sozialer Ungleichheit. In: neue praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik (Sonderheft 16), S. 3-23

Schnurr, Stefan (2018): Partizipation. In: Hans-Uwe Otto, Hans Thiersch, Rainer Treptow und Holger Ziegler (Hg.): Handbuch Soziale Arbeit, 6. überarbeitete Auflage. München

Thiersch, Hans (2014): Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel. 9. Auflage. Weinheim

von Unger, Hella (2014): Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis. Wiesbaden

Zur Autorin:

Dettmann, Marlene-Anne, Jg. 1979, Dr. rer. pol., MA Sozialökonomin, Dipl. Sozialpädagogin; seit 2020 Professur für Ökonomie und Management in der Sozialen Arbeit an der HAW Hamburg und seit 2017 Vertretungsprofessur für soziologische, sozialpsychologische und sozialarbeitswissenschaftliche Grundlagen Sozialer Arbeit an der FH Potsdam. Forschungsschwerpunkt: Service User Involvement.

Kontakt: Marlene-Anne.Dettmann@HAW-Hamburg.de



Foto: Marie Berger

Die Fotografien zum Thema „*Einbeziehen – Ausschließen. Chancengleichheit/Chancengerechtigkeit*“ in diesem Heft sind im Wintersemester 2021/2022 im Seminar „*Einführung in die Digitale Fotografie und die Interdisziplinäre Bildwissenschaft*“ von *Manfred Kaulbach* im Studiengang Soziale Arbeit entstanden.

Die Fotos stellen keine Illustrationen der Artikel dar, sondern sind eigenständige Arbeiten zum Thema.

Manfred Kaulbach, Jg. 1961, Dipl.-Sozialpädagoge & Medienpädagoge: manfred.kaulbach@haw-hamburg.de